

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-335946](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335946)

stempel sorgen. Schließlich muß der Absatz geregelt werden, wofür auch schon eine Einküpfung in der Badisch-Pfälzischen Eierverwertungsgenossenschaft besteht. Es ist zu hoffen, daß durch die angeführten Maßnahmen, Leistungszucht, Arbeitsteilung, Frischlieferung und Absatzregelung auch diesem Zweig der Tierzucht sein Erfolg beschieden sein wird.

Bei der in der Uebersicht angegebenen Düngerezeugung ist die Jauche nicht besonders mitgerechnet; es ist auch außer Acht gelassen der Dünger, der von den Züglern und Schafen auf den Wegen verloren geht und was auf den Weidestächen abgesetzt wird und diesen so wieder zugut kommt. Die ungeheure Düngermenge verdient aber die größte Beachtung; denn sehr ernst ist das scherzhafte Sprichwort: „Der Mist ist die Seele der Landwirtschaft.“ Durch Verbesserung der Düngerstätten und Düngerkonservierung, neuerdings auch durch die sog. Edelmistbereitung wird der Düngerfrage immer mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Mit Recht gilt heute mehr denn je noch das andere Sprichwort: „Bauer, zeig' mir Deinen Mist, dann sag' ich Dir, was Du bist.“

Für den großen Viehstand muß der Futtermittelbedarf in ausreichender Weise sichergestellt werden. Man hat den ganzen Futterbau und seine Förderung unter dem Namen „Grünlandbewegung“ zusammengefaßt. Man versteht darunter die Verbesserung der Wiesen und Weiden, den Ackerfutterbau — *Edele Ackerland* — die Futtergewinnung und Aufbewahrung bis zum Silo. Wie schon eingangs erwähnt, ist die Voraussetzung einer lohnenden Viehhaltung eine gute Futtergrundlage.

Angeichts der großen Werte haben Reich und Staat die verschiedensten Förderungs- und Schutzmaßnahmen ge-

trossen. Diese Maßnahmen, besonders des Seuchenschutzes, werden oft als empfinden, und doch werden sie nur selten zum Schutze der Tierhalter selbst nicht angängig, daß etwa bei einem Seuchenausbruch ein Gleichgültiger den Besitz der ganzen Gemeinde oder eines ganzen Landstrichs gefährdet. Die Maßnahmen können eben nur wirksam sein, wenn sie den Landwirten selbst sinngemäß erfährt ihre Ausführung richtig unterstützt. Dies gilt auch insbesondere für das seit länger Zeit wieder mit allem Nachdruck geführte Tuberkulosekämpfungsverfahren. Der Landwirt fühlt sich durch die Ausmerzungen einer Kuh geschädigt oder ist mit der Schadenssumme nicht zufrieden. Dabei überfiehet er, daß die tuberkulöse Kuh eben nicht den Wert einer gesunden Kuh hat und dabei noch eine ständige Infektionsquelle für die übrigen Tiere und Menschen bedeutet. Die großen Werte müssen geschützt werden, aber auch die Volksgesundheit muß geschützt werden. Die Lieferung einweiliger Milch bedeutet Verbrauchssteigerung und somit Absatz- und Gewinnvermehrung. Wir müssen alles anbieten, um die Einfuhr von Lebensmitteln, insbesondere von tierischen Erzeugnissen einzuschränken und das Geld im Lande zu behalten, was ja heute volks- und privatwirtschaftlich zur Lebensnotwendigkeit geworden ist.

Zum Schluß sei allen, die es angeht, Bedurf Albrecht Thaers, des Bearbitters und Lehrmeisters der deutschen Landwirtschaft aus Herz gelegt, den er an seine Anhänger richtete:

„Keine blühende Landwirtschaft ohne Klang zwischen Ackerbau und Viehzucht, keine blühende Viehzucht ohne reichliche Nahrung neben sorgfältiger Pflege und Züchtung der landwirtschaftlichen Haustiere!“

Der Herr Korporal.

Während des amerikanischen Befreiungskrieges war eines Tages eine Abteilung Soldaten damit beschäftigt, unter Anleitung eines Korporals einen sehr schweren Balken auf einen Erdwall zu schieben. Allein ihre Kräfte reichten nicht aus. Währenddessen kam ein einfach gekleideter Mann geritten, der den Arbeitern einige Zeit zusah und sich dann an den danebenstehenden Korporal mit der Frage wandte, warum er nicht helfe, da er doch sehe, die Soldaten kämen nicht zurecht. „Herr, was fällt Ihnen ein,“ rief der Korporal, und warf sich in die Brust, „sehen Sie nicht, daß ich ein Korporal bin?“

Der Fremde entschuldigte sich, stieg von Pferde und griff selbst mit zu. Nach einer Zeit war der Balken glücklich in Ordnung. Da bestieg der freundliche Helfer wieder ein Pferd, und sich an den Korporal wendend sagte er einfach: „Wenn Sie wieder einmal Hilfe für Ihre Soldaten brauchen, Herr Kommandierender Korporal, so wenden Sie sich ruhig an Ihren Oberbefehlshaber.“ Und fort. Zu spät erkannte der entsetzte Korporal, daß der Fremde der große Feldherr und Staatsmann Georg Washington war.

H. von Mey

Sein Beruf.

Erzählung von Hermine Matherhuser.

sonders
it als
e nur ge
selbst. G
nem Seud
den Beh
eines
Nahnah
wenn sie
erfaßt
sticht
das seit
druck d
tillgun
fühl sich
ub gesch
nicht zu
die tub
ner gefun
ständige
ere und
e müssen
Utsgefund
ng einwa
schsteiger
bermehr
m die un
ln, insbes
einzusch
zu behal
twirtschaft
den ist.
angeht,
Begründ
in Landw
in seine
ft ohne
Nehzucht
reichliche
ge und B
ausstiere!

Da waren zu allererst die Weckunden, wenn er ihr Frühstücksgebäck zufuhr. Kein Mensch auf der Dorfstraße. Viele Schulmerraden schliefen noch. Nur der Louis kalum, der jetzt in Amerika war, leiterte utter an der Häckselmaschine. Dem gab als hie und da einen warmen Weck gegen nen Tanzklopp oder gegen Treibschüre. Dieser Weck war der „Neberzähltae.“ Bold nicht auf rechnen, vom wirklichen Leben aus na seine Rechnerei schon besser. Jeden als zählte er in der warmen Backstube die wecken immer so, daß ein „Neberzähliger“ da ar. Wenn der „Ver“, — so wurde Louis kalum, der dickbauchige Augenbrauen, ein ttpstes Gesicht und eine gelbe Mähne itte, also tatsächlich etwas Löwenhaftes im usseher trug, — nichts „Rechtes“ als Tausch- ittel beiaß, verkehrte der Bold den Wecken ber. Oft erhielt auch Baumwirts zahmer orch einen Brocken. Für diesen Borel hltte Bold geradezu freundschaftliche Ge-

fühle. Damals ahnte er ja noch nicht, daß sein weitläufiger Verwandter, der Kinderstorch, ihm diese Güte nicht entgelten würde. Wie possierlich kam auch Baumwirts Storch immer daher, wenn er den Bold sah. Er schwang die gestutzten Flügel und klappelte mit dem Schnabel. Herrgott war das eine Zeit gewesen. Der Bold kam sich ganz bekajammeri vor, wenn er bedachte, daß er jetzt den ganzen Tag im Neuban Speß anrühren mußte, daß er den gewärmten Kaffee der Lulla trank und dazu trodenes Brot aß, mit Lullas Nat, den Daumen drauf zu legen, wenn er etwas drauf haben wolle. Ja, die Lulla wollte einen ordentlichen Menschen aus ihm machen. Das war schon bekajammerlich, und Bold liebte weder Käsen noch Hunde. Baumwirts Kater sah oft mit glistarünen Reidaugen zu, wenn der Storch den Weckbrocken fraß, und wenn Bolts schriller Pfiff durch die Zähne fuhr, saufte der Kater spornstreichs über die Dächer. Und die Husldogge, die beim Baumwirt das Rad drehen mußte, wenn Bier gebraut wurde, die stand auch nicht in gutem Andenken beim Bold. Sie trug einen Blick im Auge wie manchmal die Lulla, aber das merkte Bold erst nach der Hochzeit. Alles merkte Bold zu spät. Auch das, was Len ihm gesagt, als er ihn nach Amerika mitnehmen wollte, verstand er erst jetzt: „Bold, dein unruhiges Eisleder paßt in die neue Welt.“ Ach der Louis Malmu, wo der stecken mochte?

Bold schmierte die Räder seines Wägelchens und ließ sie herumlaufen. Wie sie jurrten, rum, rumm, wie das Leben, — immer rund rum. Nur der Leopold Kerrle sollte nicht rumkommen, sollte immer an einem und demselben Speißkübel stehen. Wenn er nur mit dem Len fort wäre, dann wär auch die Lulla aus dem Spiel geblieben.

Brummelig ging Bold am nächsten Tag zum Bau. Er beschloß, heute Abend auszugehen, ehe er den Jahstag heimtrug. Das schien ihm nicht mehr zum anshalten. Wenn er noch eine kleine Bauernwirtschaft gehabt hätte, eine Kuh, ein paar Aeder; das waren doch lebendige Dinge und keine Steine! Bold pfiff schrill, als wäre der Kater in der Nähe. „Halt's Maul“, sagte der Aufseher, „und daß du's weißt, deine Frau hat Vorschuh auf deinen Lohn geholt.“ Bolts Gesicht wurde abschüssig und dürr wie die Sonnenseite eines baumlosen Berghangs. Das war auch so eine Schattenseite seines icktaen Berufs, daß die Lulla Geld holen konnte, und nur ihr zuliebe war ja Bold von ihrem Verwandten im Bau beschäftigt. Ingrimmtig und verbittert gedachte er seines alten Berufs. Er strich den Speß

glatt. — Glatt, dachte er, ja glatt war das gewesen früher, sein Beruf, sein freies Leben, ganz glatt.

Da legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter, und wie er aufschah, stand da der Leu aus Amerika. Bold glaubte zuerst den ins Elegante übersehten Geist seines ehemaligen Freundes zu sehen. Uebel genug war ihm zumute. Da ist zum Geistersehen kein weiter Weg. So mochte Leu im Traum aussehen: — Kurz die Mähne, raufertes Gesicht, gelbbraune Spritzer auf der Nase, dicke Augenbrauen, kariertes Anzug. Wie ein Held aus dem Kino. „Leu“, sagte Bold vergeistert, „Leu, wenn du kein Geist bist, so brülle.“

Das ließ sich der Amerikaner nicht zweimal sagen, sein Lachen glich einem lauten Brüller. Da legte Bold die Kelle hin und sagte: „Feierabend für heut.“

Aus dem heute wurde jedoch morgen und übermorgen. Aus den Stunden Tage. Leu wußte nicht, daß Bold eine Frau besaß. Bold war so neuweltbegierig, daß Leu nicht genug erzählen konnte. Sie suchten alle alten „Beizen“ auf, in denen sie in der Jugendzeit getrunken und gegröhlt, sie bereisten die ganze Umgegend, und Bold trank lauter Freibier. Leu mied das Bier, er versuchte da und dort ein feines Weinchen oder einen Biskör. Bier zu trinken ließ er sich nicht herbei. Nie mehr würde er Bier trinken, und zwar nicht, weil er aus dem trockenen Amerika kam. Ach, Amerika war ja gar nicht trocken. Es gab dort nur keine Trinks mehr, keine Schenken, in denen der Arbeiter seinen Wochenlohn lassen konnte. Dabeim aber, in der Küche wartete die Frau auf den Mann mit einem Gläschen Selbstgebrauten. Dunkel fuhr es Bold durch den Sinn, wie nett die Amerikanerinnen mit dem Gläschen in der Hand sein müssen, dann drang er in Leu, ihm zu sagen, warum er eine solche nette Person, die dem Mann in der Küche ein Gläschen bereitet hielt, noch nicht gefreut, und warum er überhaupt den edeln, deutschen Gerstensaft verschmähe. Den Heiratspunkt berührte Leu nicht, aber die „dolle Geschichte“, die ihm den Bierdurst vertrieben, die gab er zum Besten. Es war der dritte Tag ihres Herumziehens, die vierte gemeinsame Nacht in einer Wirtskammer stand bevor. Leu erzählte.

„Seit vier Jahren lebe ich in Oklahoma, so an die drei Tagereisen von Newyork. Als was? Guter Gott, ich mache, was gerade Geld bringt, ich verkaufe Motore, Wundersalben, Tees, Riechpulver, Schönheitsmittel, Erdölaktien, Schmieröle. Ich wechsle meinen Beruf wie meine Anzüge. Wenn mich Henry Ford als Schraubendreher entläßt, reise ich in allem, was sich bietet. (Bold seufzte hörbar, seine sekhafte Lulla fiel ihm ein, aber er redete nichts.) „Und“, Leu fuhr fort, „hie und da flühe ich nach Mexiko hinüber, das liegt nicht trocken, da

kann man sich in den Trinks einen billigen Kausch kaufen. Eigentlich ein Maßlein umsonst, denn ich kaufe immer Arzmittel, Morphinum und so Sachen, ich schmuggle ich in der blinden Noctasche, ja, da kommt das Bier dabei frei und Fahrt. Das war so mein Wochenendpaß. Doch der Tag kam, an dem mir der Tag verging, — der Bierdurst —. Siehe ich ganz zufrieden mit Gott und Amerika, der Trockenlegung, in einer mexikanischen Spelunke, da sehe ich mich plötzlich von selbhartigen, funkeläugigen Männern umringt. „Gemixte“ heißen wir sie, Mischung von Spaniern und Mexikanern. Ich stand sie ganz leidlich. Sie wollten mit „Gringo“ trinken. „Gringo“ ist ein Spitzname und heißt ungefähr: „Weißer Amerikaner“. Ich verspürte nicht die geringste Arbeit, mein Geld an die Gemixten zu verkaufen, zog meine rechte Hosentasche links lachte verneinend. Die Gemixten zeigten ihre weißen Zähne, ich sah es und rief dem Wirt. Er war und blieb verschwunden. Die Gemixten rückten mir auf den Leib, meine Löwentugenden hatten in meinen leeren Hosensack Platz, aber meine Tugend wollte ich durchaus nicht riskieren. Ich blieb dabei, keines zu haben. Da packte mich die Kerle zu sechs und trugen mich brüllend und schreiend in einen Keller. Ich sah mich verfahren, sah ich auf einer großen Treppe im Halbdunkel auf ausgetretet, die Stufen. Wie lange? Meine Uhr war geblieben. Schimmelige Stielkluft betäubte mich fast, irgendwo tröpfelte ein Wasser unaufhörlich, das Faß jedoch fand ich so sehr ich suchte, und der Durst quälte mich allmählich sehr. Meine Taschenlampe sagte. Der Kellerboden war klitschig, voll Wasserlachen. Ratten rannten herren, und Ratten kamen nachts zu mir, wenn ich halbtot auf der Treppe saß, und begannen an meinen Schuhen zu nagen. Schenke große Viecher mit langen Schwänzen. Is wird Durst weckte mich immer wieder. Duropan und hell wechselte, ich ergab mich in die nach wildem Toben herein, hier verendete ich müssen, ich heulte, fluchte, betete, ich war halb verrückt, ich suchte im Dunkeln Futter tröpfelnde Faß und glitt aus. Wie löwöhnen, ich bewußtlos lag, weiß ich nicht. Als kommen zu mir kam, umringten mich die Gemixten und grinsten: „Zählst du?“ O ja, ich wagte hin, zahlen, ich gab ihnen alles, was ich besaß, und sie trugen mich an die Landstraße, mit mir ein mitleidiger Autofahrer ist einnehmer.

An der Landstraße hob ich die Hände, ein Auto kam, und bald nahm mich ein gutes Herz mit. Man kann auf diese Straßen ganz billig reisen, wenn man Geld und Zeit zum Aufpassen hat. Halbtot kam ich heim, meine Hausfrau pflegte mich hell aus. Trink nur weiter, Bold, du hast immer noch Bierdurst.“ „Proßt Gringo“, lachte Bold, der die ganze Erzählung

Es einen t bestaunt, sondern auch begoffen hatte,
 ich ein Na... it, ich lass' meine Zulla sitzen und geh
 immer Ar... dir nach Mexiko." — Zulla? — Nun
 Sachen, r's heraus, und nun kam die ganze lei-
 Rocktasche, e Geschichte an den Tag von Frau und
 i frei und vom neuen, ungeliebten Beruf.
 chene ndpla horchte hin und staunte her. Nein, da-
 mir der Z war er nicht, der Bold mußte bei seiner
 Sitze igau bleiben, wenn er sich hatte fangen las-
 Amerika, und wenn ein Kind kam. Er wollte sich
 mexikanis Bold nicht auf den Hals laden, das war
 glich von nicht so einfach heutzutage. „Du bleibst
 Männern und gehst in deinen alten Beruf als Mak-
 sie, Mischl und Gelegenheitsarbeiter, das werden
 ern. Ich der Zulla schon eintreiben.“ Und nun
 sollten mit lderte er, so
 ist ein S er vermochte,
 Weißer terika und die
 geringste ationalisierung
 zu verid Arbeit. Das
 asche links auch alles
 nixten zeripst. Da
 und rief rden teure Ma-
 verschwunnen erfunden
 den Leib, dann billige-
 in mei dann stehen
 e mein teuren da. Und
 ernen. Ich ewige Spare-
 n. Da pa mit der Ar-
 trugen iskraft
 der en Keller, nschen, die in
 einer sped's größte Un-
 ausgetretet, die hat auch
 Ihr war sildmerika keinen
 Klust betänn mehr, weil
 ein Fassit genug Ar-
 sand ich isträfte da sind,
 st quälte wird's einmal
 henlampe re Maschinen
 klitschig, den, und billige
 annten hearen, und nie-
 mir, wenn und wird sie
 und beganjen können,
 n. Schenstie Verdienst.
 hwängen. is wird noch in
 ieder. Duroya und über-
 mich en die alte Ge-
 er verendachte werden, wie mit dem Bauer, der sei-
 tete, ich we Weiß jeden Tag eine kleinere Nation gab.
 Dunkeln Futter einzusparen. Die Weiß sollte sich
 s. Wie wöhnen, mit möglichst wenig Futter aus-
 nicht. Abkommen. Da, als sie gerade an kleinste
 die Gemition gewöhnt war, da ging sie her und
 ja, ich weg hin, ganz kaputt. Und aus war's mit der
 was ich beigen Weiß! Len erörterte dies alles viel
 Landstrafe, sührlicher und breiter, aber Bold hörte
 utofahrer ht einmal soviel. Er war hochmüdelvoll.
 aschinenzeitalter,“ lachte er, „Len, wo ist die
 asfelmaschine, da ist ein frischer Wed, und
 ist der Storch, der zahme vom Baum-
 rt, nicht der Familiendadel, da ist der Ka-
 nn man e und da die Bulldogge. — Was will die
 Halbrot la? Meinen Lohn, den soll sie beim Ober-
 legte mich el holen, beim Familienstorch.“

er, mit List oder Gewalt der Zulla ihren un-
 getreuen Eheliebsten anzuführen; er mußte
 sowieso wieder weiter.
 Etwas schweigsam stadelten sie also in der
 nächsten Morgenfrühe über die Felder. Vio-
 lette Schleier kündeten den Tag. Ein trü-
 bes Mondstückchen blinkerte auf den Was-
 serlachen der Gassen. Bold glückte und sagte
 leise: „Mein schöner, alter Beruf ist zum
 Teufel“. Vor Zullas Hütte blieb Bold
 stehen und deutete hin. Ein sogenanter
 Trippel führte ins Haus, eine zweiseitige
 Holzterrappe mit je drei Stufen und einem
 Bretterdach über einem geräumigen Vor-
 platz. Auf diesem Trippel stand Bolts Wa-



Da kam der Wagen ins Rollen und hoppelte die Treppe hinunter . . .

gen mit dem neuen Korb. Len schob ihn
 sachte die Treppe hinauf; er hatte auf ein-
 mal die Lust verloren, mit der Zulla zu ver-
 handeln, nur los wollte er den Mann sein,
 der nun tagelang einfach von dabei weg-
 gelaufen war. „Mut“, flüsterte er, „nur Mut,
 morgen komm ich zu dir.“ Damit entwich
 er mit löwenhaften Sähen in den grauen-
 den Tag.
 Da stand nun der Bold auf seinem Trip-
 pel und entflammte ein Streichholz. Er sah
 seinen Wagen. Seinen schönen, lieben Wed-
 wagen. Tränen kamen ihm in die Augen,
 sein bishen Verstand verdüsterte sich. Schla-
 trunken und hierselig zertrat er das Streich-
 holz am Boden und stieg in seinen Wed-
 wagen, die Beine ließ er herabhängen: „D,
 du auf's Bett“, murmelte er und suchte sich
 erfolglos zu strecken. — Da kam der Wa-

gen ins Rollen und hoppelte die Treppe hinunter mit mörderischem Getöse und schrecklichem Krach. Bold schrie wild, die Tür wurde aufgerissen, da stand die Wehmutter und hinter ihr die Lulla, bleich und feuchend und verzweifelt. Aus einem Löchlein ihrer Schlafhaube schaute ihr blondes Zöpflein heraus. Die Kerze in ihrer Hand vergoß Stearintränen, Lulla zitterte, die Wehfrau schalt. Bold regte sich nicht.

„Wir brauchen den Doktor“, rief da die Wehfrau, „Bold, bist du denn nährlich geworden? Geh, lauf, hol den Doktor!“

Bold richtete sich auf. Von seiner Stirn lief Blut, seine Augen blickten glasig. Lulla schrie, sie fürchtete sich vor ihrem Mann. Da bekam Bold Leben und Mut. „Den Doktor, den Doktor“, sagte er bedächtigt und putzte seinen Schädel ab, „den Doktor hol ich nur, wenn ich in meinen alten Beruf gehen darf, erst dann hol ich den Doktor und vorher nicht. Bastadidunnersmittel.“

„Nach doch, was du willst“, rief die Lulla

verzweifelt, „du bist ja sowieso entlassen, sowieso, wo du nur aus Guad' und Treuschast für mich angestellt warst bei meinten. Nach grad, was du willst, du her Lottel, du, grad, was du willst.“ stiel der Wehmutter in die Arme, und trabte schleunigst zum Doktor. Er sah die Welt hell und freundlich, er sah herumgehen und Arbeit suchen und hand und makeln und kaufen und verkaufen, zulangen, wo gerade was war. Heute morgen da. Er wollte auch den Beruf sein wie den Anzug, zu so was braucht man nicht nach Amerika. Mein Beruf, alter Beruf, so schrillte die Klingel des Doktorhaus: Mein Berrrrruf. — Berrrr hier, Berrrrreibier, Berrrrrruf! Brennt denn?“, rief da der Doktor, der Ludmilla Kerle“, sagte der Bold, chen Sie, Herr Doktor, ich glaub, das ein Bub, und ich geh' gleich zum Hecken er hat ein Kalb zu verkaufen. Ach muß jetzt umtun, in meinem alten Beruf.“

Schnurren aus dem Beamtenleben.

Nacherzählt von Duintus Federlein, Kanzleipraktikant i. R.

Der siebziger Kriesteilnehmer Gottlieb Försch von N i e d e r - E m m e n d i n g e n erhielt aus der Amtskasse monatlich den schwindelnden Betrag von 10 M als Veteranenunterstützung. Dazu war jeweils ein Lebenszeugnis vorzulegen, wenn der sich legitimierende alte Soldat nicht selbst das Geld abhob. Am 1. Juni konnte nun Försch auf der Steuereinnahmerei nicht erscheinen, weil er auf einige Wochen zu seinem Schwiegersohn nach Offenburg verreist war. Er ließ sich demnach von dem Bezirksamt in Offenburg im Laufe des Monats ein Lebenszeugnis ausstellen. Als er das Schriftstück, welches das Datum 18. Juni trug, dem Akzifer zwecks Ueberweisung der Rente einsandte, verweigerte dieser die Auszahlung, da aus dem Zeugnis vom 18. Juni nicht die vorschriftsmäßige Angabe hervorging, daß Rubrikat Försch am 1. Juni unter den Lebenden geweißt habe.

*

Ein Revidentissimus vermifchte bei Prüfung einer Rechnung über die Verwertung eines Dienstgebäudes die Vereinnahmung des zweifelsohne erzielten Erlöses aus dem Zwetschgenbaum, der laut Geländebeschreibung im Vorbericht des Hauptbuches sich im Hofe des ärarischen Anwesens befände. Die Bezirksbehörde berichtete wahrheitsgemäß und gehorsamst, daß es sich um einen dürreren Zwetschgenbaum handle, der amtskundig im verflossenen Jahre Früchte nicht getragen hätte. Der hochnotpeinliche Rotetintemann gab indessen nicht nach, sondern gab den kategorischen Bescheid, es sei bei Strafvermeidung

zu versuchen, aus rubriziertem Zwetschgenbaum des jenseitigen Amtshofes nach Möglichkeit Dürrobst zu gewinnen, wie geschehen, zur Erteilung der Genehmigung und Einnahmedekretur gemäß § 18 a des Statutes anher zu berichten.

*

Bei Bekämpfung einer Epidemie hatte die Regierung einem Amt zur Beschleunigung der Beerdigungen zehn Stück Särge zur Verfügung gestellt. Ueber deren Verwendung mußte natürlich eine genaue Nachweisung geführt werden. Als nach Jahr und Tag Versichter obersten Rechnungsprüfungsbehörde vor die Finger geriet, fand der Revisor nur im Namen von Einwohnern, die bestimmungsgemäß in den Staatssärgen beerdigt worden waren. Kein Wunder, daß eine geharnischte Anfrage der Prüfungsbehörde (der Zorn) folgen nur scheinbar, sondern es herrschte beim Revisor im Gegenteil eitel Freude über eine knifflige Bemerkung an das Bezirksamt, die folgte: „wie es überhaupt habe geschehen, einen, daß nur neun Särge nachgewiesen zu werden, Ueber den Verbleib und die Verwendung der als fehlend beantragten Sarges erlenen man umgehenden Bericht.“

Das geschah denn auch mit dem folgenden Bericht des witzigen Oberamtmanns: „Leon, Beantragung, daß ein Sarg übrig sein wird zum treffe durchaus zu. Er stünde in der auf dem Speicher des Amtsgebäudes, was man wäre diesseits mit Vergnügen bereit dorthin zu überlassen, damit sich der Rechnungsrevisor samt seiner hohen Bedienen, schleunigst darin begraben lasse.“

Der Napoleon.

Von Alfred Voa.

wieso entlo
d' und Fre
rt bei me
willst, du
ou willst."
rme, und
Er sah
lich, er sah
en und han
verlaufen
war. Dem
en Beruf
was bra
in Beruf,
Klingel d
die Mäuler
f. — Frrr
rrrruf!
er, und von
der Bold,
laub, das
zum Beden
Ich muß
t einiger Be
chtigung, so
hier zum
Ausdruck ge
acht werden
te, daß er ein
roßpuriger,
erschüchter
em Zweitschen
des nach
gewinnen besaß, seinen
der Genellen durchzu
gemäß sien. Dazu kam,
zu berichten der Mann
ein Ansehen
b, als ob er
demie hatte
Beschleuniger
Vöfeln ge
Sätze zur
ien habe, und
n Verwend
rühmte, noch
Nachweisun
feinem hin
und Tag vers
Licht ge
igssbehörde
worden zu
visor nur in. Das war
bestimmlich bloß Dick
erdigt woret. Sein Schwager, der Dlemos, hatte ihn
ne geharnisch
gründlich beschuppt. Die Sache hatte
(der Zorn) folgendermaßen zugetragen. Der Napo
leschte beimn und der Dlemos spekulierten schon lange
eude über ein Grundstück, das zwischen ihren Hof
Bezirksämtern lag. Dieser brauchte ein Stück davon,
geschehen einen bequemeren Zugang zu seinem Gar
gewiesen zu gewinnen, jener wollte auf der ver
erwendungeibenden größeren Fläche eine Scheune er
arges erbauen. Endlich wurde der Platz feil und
lte öffentlich versteigert werden.

dem folgen, Schwager", sprach der Dlemos zum Na
manns: Leon, „wollen wir zwei uns treiben?, 's
brig sein wir zum Lachen. Bleib du ruhig daheim.
de in der h steigere den Bladen und geb dir nachher
gebäude, was du brauchst."
igen bereit. Der Napoleon, der bis dahin keinen An
sich der h gehabt hatte, seinem Schwager zu miß
hohen Behauen, war's zufrieden. Der Dlemos ging
r Versteigerung und erhielt den Zuschlag



Eben kam der Dlemos die Treppe herunter . . .

auf sein Gebot. Als nun der Napoleon sein
Teil haben wollte, sagte der Dlemos: „Ich
hab' mirs überlegt, ich behalt's für mich.“

Da spuckte der Napoleon seinem Schwager
ins Gesicht und war ihm totfreund.

Der Dlemos hatte einen schönen Hof, aber
der Schnapsteuier tat's ihm an, daß er oft

betrunken nach
Haus kam und
sein Weib schlug.
Heimlich schlich
die Annegret zu
ihrem Bruder
und klagte ihm
ihr Leid.

Der Napoleon
hielt auf Familie.
Daß seine
Schwester, für die
er etwas übrig
hatte, so schlecht
angekommen
war, nagte wie
ein Wurm an sei
nem Herzen. Er
hätte ihr gern ge
holten, er wußte
nur nicht wie.

Ist eine Ehe
unglücklich auf
dem Land, denkt
kein Mensch an
Scheidung. Man
schreckt vor den
Schwierigkeiten,
zumal vor der
Zersplitterung
des Vermögens
zurück und läßt's
lieber laufen,
wie's läuft.

So trug die Annegret ihr Kreuz und wurde
alt und grau vor der Zeit.

Es war acht Tage vor Fastnacht. Der Na
poleon hatte zwei Schweine geschlachtet und
Verwandte und Bekannte abends zum
Schmaus geladen. Zuerst gab's Wurstsuppe
mit Brotscheiben, darauf Sauerkraut, Erbsen
brei und Kesselspeck. Bei diesem Gang er
hob sich der Hausherr, ein Glas Branntwein
in der Hand und sprach:

„Daß sich die Erbsen mit dem Speck vertragen,
wollen wir emal eins trinken.“

Zum Beschluß des Festmahls trug die
Plätschmüllerin Bratwurst mit getrockneten
Zweitschen auf.

Während man wacker einhieb, erschienen
vermummte Burschen und Mädchen und sangen:
„Wir haben gehört, Ihr habt geschlacht'
Und Wurst gemacht, Schenkt uns eine
Und keine kleine.“

Unter allgemeiner Heiterkeit wurde das „Bettelvolk“ gespeist.

Inmitten seiner Gäste saß der Napoleon breit und großzügig. Was ging ihm auch ab? In seiner Mühle wurde der Molterkasten nicht leer, Tag und Nacht hörte man die Mahlgänge klappern. Am ersten jeden Monats fuhr er in die Stadt und brachte sein Geld auf die Bank. Ja, wer's Glück hatte, dem kalbten die Döfen, und wenn er Brennesseln säte, gingen Dickwurz auf.

„Greift zu, ihr Teuf!“ rief er gut gelaunt. „Wenn man beim Essen saubere Arbeit schafft, gibts schön Wetter, vom schlechten bin ich kein Freund.“ Seine Blicke glittten über die eifrigen Schmauser. Die Verwandtschaft war vollzählig. Nur seine Schwester, die Annegret, fehlte. Als Frau des Dlemoh war sie gar nicht eingeladen worden. Ihr war beschieden, den Kelch des Unglücks bis auf die Hefe zu leeren. Wie lang war's her? Acht, vierzehn Tage. Da war ihre Tochter, die Mine, auf und davon gegangen, weil sie's bei dem greulichen Vater nicht aushalten konnte. Es hieß, sie habe in der Stadt einen Dienst angenommen. Ja, der Dlemoh, der Satansknochen! Wenn er an den dachte, lief ihm die Galle über.

Gegen 10 Uhr legte der Hannfried, des Napoleons einziger Sohn, ein Fäßchen Bier auf.

Die Weiber rückten zusammen, um ungefürter miteinander tuscheln zu können, die Männer griffen zu den Karten. Nur der Stoffel aus der Gickelsgasse tat nicht mit. Die Karten, meinte er, seien dem Teufel sein Gebetbuch, damit wolle er nichts zu schaffen haben. Eins über den Durst zu trinken, galt ihm hingegen als erlaubt. Daher hochte er bei dem Fäßchen nieder und goß ein Glas nach dem andern hinter die Binde.

Draußen hörnte der Nachwächter zwölf. Da öffnete sich die Tür, und die Annegret, des Napoleons Schwester, schwankte herein. Eine Wunde klappte an ihrer Stirn. Ihr Mann, der Dlemoh, war toll und voll aus dem „Nitter“ heimgekommen. Als sie ihm seine lästerliche Aufführung verwies, hatte er sie blutrünstig geschlagen. Lieber wollte sie beteln gehen, heulte sie, als daß sie zu dem Teufelsbrand zurückkehrte. Sie bat ihren Bruder für die Nacht um Unterschlupf.

Die Weiber hörten das Lamento mit offenen Mündern an, die Männer legten die Karten hin.

„Himmelsterngranatemordgewitter! Alleweil ist der Topf voll!“ Krebsrot im Gesicht, mit funkelnden Augen, verließ er die Stube, schritt über den Hof auf die Gasse hinaus und war eine Minute später in seines Schwagers Haus, das er seit sieben Jahren nicht mehr betreten hatte.

Eben kam der Dlemoh aus dem Oberstod die Treppe herunter. Er schwang ein Beil in der Hand und brüllte:

„Edewischern, wo steckst du?“

50

Jetzt gewahrte er beim Lichtschein, davon, wessen der Wohnstube drang, seinen Schwager. Er zu neuen Augenblick stuzte er, dann drang er und ihn ein.

Der Napoleon als der Stärkere wand aufgeb im Nu das Beil aus der Hand, gab ihm einen Stoß, daß er rücklings zu Boden schlug, aber

„Ist er nu eweg?“ stieß er hervor, weigerte. Schaum vor dem Mund. „Ich glaub's nicht. So ein Luppel hat neun Leben, aber

eine Raß.“ Nahebei lag ein Waschseil. Das nahm er kurz entschlossen, schlang's dem Dlemoh den Hals, schleppte ihn in die Wohnstube und schraubte er die blafende Lampe nieder, wie er und ging.

Auf der Straße sog er die frische Luft gierig durch die Nästern. Es war ihm sei ihm ein Mühlstein vom Herzen gefallen. Der Dlemoh, der schlechte Kerl, den er haßt, der seine Schwester mißhandelt die ganze Familie verunehrt hatte, war der maustot. Gott Lob! Gott Lob!

Jeder Empfindung bar, daß er ein Behagen begangen, begab er sich wieder in die Behausung, wo die Männer ein zweites Mal angesteckt hatten und die Frauen sich Kaffee und Kuchen labten.

„Ich bin drüben gewesen“, sprach er feier Stimme zu seiner Schwester, die Stirn die Plätschmüllerin verbunden hat, „er tut dir nichts mehr, er hat sich am We frappen aufgehängt.“

Die Weibsleute schrien auf, von Entsetz gepackt. Die Annegret gab keinen Laut sich. Ihre Blicke aber bohrten sich in den Bruders Augen. In diesem Augenblick war sie's: er hatte den Dlemoh fast gemacht.

Am nächstfolgenden Tag wurde der Sel mörder ohne Sang und Klang begraben.

Kaum daß er eingescharrt war, stellte die Mine wieder ein. Mutter und Tochter nahmen sich mit Fleiß und Umsicht der lotterten Wirtschaft an und dingten einen tüchtigen Knecht.

Seit mehr denn zwanzig Jahren hatte Dorf niemand Hand an sich selbst gelegt. Wunder, daß die Erregung eine allgemeine war, daß der Tod des Dlemoh für Wochen und Monate den Gesprächsstoff lieferte. Der Ha einen meinten, er habe sich im Säuserwas sinn das Leben genommen, die anderen saunerten, es könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, es müsse noch etwas hinter stecken, was der Aufklärung bedürftig sei. Im „Nitter“, wo die Feinde des Plätschmüllers ihre Zusammenkünfte hatten, wurde geradezu ausgesprochen, der Napoleon habe seinen Schwager aufgehängt. Doch war er sich darüber klar, daß man diese schwere Schuldigung nicht weitertragen dürfe, man nichts beweisen konnte. Dessen ungeachtet ging das Gewisper von Mund zu Mund. Am Ende bekam auch der Napoleon davon

schein, deren, wessen man ihn bezichtigte. Furchtlos
Schwager, er zwischen seinen Korn- und Weizen-
drang ein und sprach:

ere wand
gab ihm
den schlug

hervor, we
h glaub's
un Leben

Das nahe
n Dlemos
Bohnstube

auf. Das
npe niede

rische Lust
war ihm
erzen gefa

el, den er
hhandelt
tte, war re

! Schlichtheit

st und be
gte Ehre,
ieder in
Chre ge

rauen sich

sprach er
vester, de
bunden h

sich am W

von Entse
nen Laut

sich in
genblick w

it gemacht
m gewor

de der Sel
begraben.

ar, stellte
und Tod
sicht der

ingten ein
ren hatte

it gelegt.
ne allgem

re für Wog?

lieferte. Der Hannfried, sonst buldsam und ver-
Säuserwa
anderen

rechten D
och etwas
ung bedür

s Plätsch
atten, wu
napoleon
och war

schwere
dürfe, w
ffen unge
nd zu M
pooleon

Wupp! traf ihn des Burschen Faust ins
Gesicht.

Da zog der Boller blitzschnell sein Messer
hervor und stieß es dem Hannfried in die
Brust.

Der taumelte zurück. Aus seinem Mund
floh schaumiges Blut.

Der Austritt hatte sich ohne Zeugen in zwei
Minuten abgespielt. Jetzt kam der Wirt, den
ein Geschäft in den Keller gerufen hatte, wie-
der und schlug Lärm.

Der rote Boller sollte dingfest gemacht
werden, doch stellte er sich zur Gegenwehr,
und es gelang ihm, zu entweichen. In aller
Eile zimmerte man eine Bahre zurecht und



„Laßt's euch schmecken, ihr Leut. Ich hab' noch einen Weg zu machen“.

ingten ein
ren hatte

it gelegt.
ne allgem

re für Wog?

lieferte. Der Hannfried, sonst buldsam und ver-
Säuserwa
anderen

rechten D
och etwas
ung bedür

s Plätsch
atten, wu
napoleon
och war

schwere
dürfe, w
ffen unge
nd zu M
pooleon

bettete den Hannfried darauf. Zwei Männer
trugen ihn heim, während des Lammwirts
Knecht mit den Saatkartoffeln folgte.

Am selben Abend noch hielt das Doktor-
wägelchen aus Altenhain vor der Plätsch-
mühle. Der Arzt stellte fest, daß das Messer
am Schlüsselbein abgeglitten und in die Lun-
ge gedrungen war. Er begnügte sich damit,
die Wunde zu verbinden und empfahl die
größte Ruhe.

Sogleich wurde die Schleuse heruntergela-
sen. Das Klappern und Stampfen der Mühle
ließ nach, um allmählich ganz zu verstum-
men.

Am andern Tag fieberte der Kranke und
klagte über Atemnot. Der Doktor, der zeitig
vorgefahren war, nahm den Plätschmü-
ler beiseite und sagte, es sei Lungenbrand
eingetreten, man müsse sich auf das Schlimm-
ste gefaßt machen.

„D nee“, stammelte der Napoleon, bleich vor Schrecken, „o nee! Ich hab' nur den Bub. Und geb' ihn nicht her. 's muß noch ein Doktor herbei. 's mag soviel kosten, wie's will.“ Der Arzt war seiner Sache sicher, doch wollte er nicht widersprechen und schied mit den Worten:

„Gut, Plätschmüller, ich bring' einen Kollegen mit.“

Es war eine sternklare Februarnacht.

Aus der Spinnstube im Haus des Fockelsheinrich drangen die Klänge einer Ziehharmonika in die Mühle herüber. Burschen und Mädchen belustigten sich beim Tanz.

Der Hannfried lag mit hochrotem Kopf, doch war er bei voller Besinnung.

Um Mitternacht winkte er seinen Vater heran.

„Mir is windeweh“, brachte er mühsam hervor. „Und vom Gericht ist noch feins dagewesen. Ich muß doch besagen, wie's zugegangen ist.“

„Hab' Ruh“, beschwichtigte ihn der Napoleon, „dazu ist noch Zeit genug, wann du wieder auf bist.“

Der Hannfried schüttelte den Kopf.

„Ich komm nicht mehr auf. Du sollst zeugen für mich. Horch zu! Der Voller wollt' mich verhörschen. Und frug, wann du wieder ein' aufhängen tätzst. Das konnt ich nicht auf dir sitzen lassen. Und hab' ihm eine aus-gewischt. Dadrauf hat er mich zusammenge-stochen.“

Erstöpft hielt er inne. Ein Blutstrom quoll ihm aus dem Mund. Rasch sprang die Plätschmüllern herzu. An allen Gliedern zitternd ging der Napoleon hinaus.

Gegen vier Uhr begann des Hannfried Todesstampf. Sein Röcheln scholl durchs ganze Haus. In der Gestindestube saßen Aechte und Mägde fröstelnd beisammen. Als der Morgen graute, hatte der Sohn des Plätschmüllers ausgelitten.

In der Oberstube, die mit schönen Möbeln ausgestattet war und den Wohlstand des Hauses offenbarte, hatte der Napoleon sich eingeschlossen. Keine Seele mochte er sehen. Selbst den Pfarrer, der ihm Trost zusprechen wollte, ließ er nicht vor. Ruhelos wanderte er auf und ab. Die Schreckensnacht hatte sein Haar gebleicht. Tief in den Höhlen brannten die Augen. Der kraftvolle Körper war gebrochen.

Und seine Faust hämmerte gegen die Stirne. Ein Aechzen rang sich aus seiner Brust. Sein Sohn tot! Tot um des eignen Vaters willen, an dessen Schuldlosigkeit er geglaubt. Die Qual zerriß ihm das Herz. Den faulen Ast am Baum der Familie hatte er abge sägt und hatte das blühende Reis dabei zerknickt. Lieber sieben Klaster tief unter der Erde, als nicht mehr wissen, für wen man schaffte. Keinen Pfifferling mehr galt ihm sein Leben. Rasch zu nur, daß er's von sich warf.

Das Bild des Demos stieg vor ihm auf, wie der mit blaurotem gedunnenen Gesicht am Mehlkrappen hing. Ein Schauer lief ihm

über den Rücken. Nein, dreimal nein. Sollten sie ihn nimmer finden. Er hat Sünde auf sich geladen, sein Fleisch und hatte sich für ihn geopfert, er war es ja Sohn schuldig, daß er für ihn zeugte Ruhe tat — vor aller Welt. —

Am Sonntag vor Fastnacht wurde der übergeben, was sterblich an dem Hannfried war. Nach dem Begräbnis versammelten die Männer und Frauen in der Plätschmühle zum Totenmahl. Und wie es bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, Trauerstimmung war bald unter dem Einfluß des reichlich genossenen Branntweins und Biers verfliegen und machte einer neuen Geselligkeit Platz.

Zu oberst am langen schmalen Tisch saß Napoleon im schwarzen Rock, den Blick in die Ferne gerichtet, und berührte nie Speise noch Trank.

Als es Fünfuhr läutete, erhob er sich und sprach:

„Laßt 's euch schmecken, ihr Leut. Ich hab' noch einen Weg zu machen.“

Und setzte den Dreimaster auf und Draußen schüttelte Frau Holle die Beine aus, die Luft war frühlingsmild.

Wo die Dorfstraße in die Landstraße überdete, blieb er stehen und schaute noch ein wenig nach der Mühle zurück, die von einem hellen Licht umflossen wie ein Bild aus dem alten Land lag.

Und eine Stimme ward in ihm laut: „Du nicht der Napoleon? Wer will dir ein Verhör anhaben? Sei kein Narr, mach fehr zu ha schweig still!“ Er aber zwang die Verjuden nieder und schritt eilends weiter.

Noch vor Anbruch der Nacht hatte er die Stadt erreicht und stellte sich sofort dem Gericht.

Frohes Ereignis.

Dem Nachbar hat eine Kuh gekalbt, Nun rennt er sorgend hin und her; Er ruft mich schon von weitem an:

„Ein Stierkalb! Fast einen Zentner schwer!“

„Weißt, von der hintern Scheckin ist's; Sie wirft nun schon zum neunten Mal! Gutmeltig ist sie, stark wie ein Ochse — Ja, so eine Kuh ist ein Kapital.“

Zwei Tage drauf gibt's wieder ein Feind. Der Nachbar trägt den Kopf gesenkt: „Der fünfte Bube im sechsten Jahr — Möcht' wissen, was unser Herrgott den Händen im

Alfred Huggenberger

Bewährungsfrist.

Skizze von Erich Kunter.

Die Hultshober sind die älteste Familie im Dorf; angesehen und reich. Da ist das alte Gasthaus, da sind Acker und Wälder, Wälder und Wiesen, Fischerei und Jagdrecht. Fast die Hälfte vom Kirchspiel hört dem alten Moïse Hultshober.

Es wäre nun schon alles in Ordnung, seit Jahrhunderten in Ordnung, wenn sich da nicht in den letzten Jahren etwas ereignet hätte, was man nicht so ohne weiteres wieder in Ordnung bringen kann.

Der Hultshober hat zwei Söhne, die er mit Stolz immer als gesund, fleißig und gut zeichnen konnte. Sie vertrugen sich auch miteinander, aber dann kam die Liebe, und das Unglück war fertig. Franz war eifersüchtig auf den älteren Moïse, welcher Maria, die Tochter des Schultheißen heiraten wollte. Kurz vor der Heirat wurde Moïse auf der Jagd angeschossen. Es sollte ein Unglück gewesen sein, aber die Leute redeten, und die Sache kam vor Gericht. Einen räthselhaften Mordversuch konnte man dem ruder Franz nicht nachweisen, aber Fahrlässigkeit lag mindestens vor. Das Gericht verurtheilte den Angeklagten zu drei Monaten Gefängnis, bewilligte jedoch Bewährungsfrist.

Da sah der Fleck auf der Ehre: ein Mitglied der Familie im Verdacht, ein Attentat will dir auf das Leben des eigenen Bruders beabsichtigen zu haben! Das Gericht hatte ihn zwar diesem Verdacht freigesprochen, nicht aber die Meinung der Dorfbewohner.

Der alte Hultshober und seine Frau grämten sich, daß sie machtlos waren, die nie vergehenden Gerüchte zu ersticken. Sie fühlten: was war aus mit der alten Herrlichkeit. Die Familie war in den Augen der Dorfbewohner mit einem Makel behaftet.

Moïse Hultshober hatte nach seiner Genehmigung viele Widerstände zu überwinden, bis die Einwilligung des Schultheißen zur Heirat bekam. Eine der Bedingungen des Schultheißen war, daß Franz der Hochzeit fern bleibe.

Es läßt sich nicht ändern: Franz ist im Exil, das Wappen der Familie ist beschleckt; ein Verhängnis lastet über den Hultshobers. Es geht bergab.

In diesem Hause, das einst von Sonne, Wohlstand und Zufriedenheit angefüllt war, herrscht jetzt jene schwüle und dumpfe Luft, die von Familiengeheimnissen und schweren Instimmigkeiten unter Angehörigen erzeugt wird.

Die alte Mutter ließ sich seit jenem Vorfall nie mehr im Dorf und auch nicht unten in der Wirtschaft sehen. Sie sah Tag für Tag an ihrem Erkerfenster und hielt die Hände im Schoß oder strickte Strümpfe. Ihre

Augen sahen oft nachdenklich und schwermütig in die Weite.

Dora, die Schwester ihrer Schwiegertochter, war die einzige, die sie gern empfing. Sie weilte täglich bei der einsamen Frau.

Das junge und hübsche, aber immer sehr ernste Mädchen, hatte bei der Mutter öfter Gelegenheit, mit Franz zusammenzutreffen. Dora liebte ihn; — vielleicht darum, weil sein herbes und verschlossenes Wesen einen eigentümlichen Reiz auf sie ausübte.

In der letzten Zeit hatte Dora oft bemerkt, daß Bubenhände die Rückwand des Hauses beschmierten. Meist waren Worte wie „Brudermörder“ oder „Bewährungsfrist“ hingeschmiert, dazu häßliche Bilder.

Heimlich und nach allen Seiten ausspähend wuschte sie jeweils die Sudeleiten wieder ab. Immer spät abends schaute sie nach oder aber sie stand morgens rechtzeitig auf, um die Arbeit, die ihr Schmerz und Ekel bereitete, zu verrichten.

Einmal wurde sie von Franz dabei abgefaßt. Er lauerte versteckt an der Ecke und fiel ihr in den Arm, als sie eine Kreidezeichnung abwaschen wollte.

„Laß das!“, sagte er düster. „Du wirst es doch nie auswischen.“

Sie stand da, bleich und zitternd, wie ein Dieb in der Nacht. Dann brach sie in Tränen aus.

„Den Fleck auf der Familienehre löschst du nicht aus“, sprach er weiter. „Also, gib dir keine Mühe. Ihr müßt euch alle damit abfinden.“

„Und du?“, fragte sie unter Tränen. „Ich?! Wer spricht denn von mir? Wer kümmert sich um mich?“

„Franz!“ Sie blickte zu ihm auf. Vorwurf, aber auch Zärtlichkeit lagen in ihrer Stimme. „So darfst du nicht sprechen. Wir haben dich alle gern und wollen dir helfen.“ Damit wandte sie sich hastig um und lief davon.

Ein wenig verblüfft blickte ihr Franz nach. Wie konnte sie etwas anderes als die Rücksichtnahme auf ihre Familie veranlaßt haben, diese schmutzige Arbeit zu tun? An ihn hatte sie dabei gedacht?

Am nächsten Tag traf er sie bei der Mutter.

„Moïse hätte gestern abend von der Fremdenführung zurück sein müssen“, sagte die Mutter. „Sahst du ihn heute noch nicht?“

„Nein.“

„Dann muß man gleich Nachforschungen anstellen. Du weißt, der Granbock ist in dieser Jahreszeit gefährlich und selbst dem geübten Bergsteiger kann leicht etwas zustoßen.“

Der Granbock war der riesige Berg, der gleich hinter den letzten Häusern im Tal steil in die Höhe empor zu steigen schien — so plastisch nah, in scharfen Umrissen, stand er vor dem Auge. In Wirklichkeit war er aber noch eine gute Stunde entfernt. Blendend stachen seine zwei Gipfel in die tiefblaue Ferne; seine jäh abfallenden Wände lagen wie ein Mantel um ihn. Feine, weiße Nesterchen zogen sich auf den Wänden hin und manche Stellen leuchteten weiß von Schnee. Auch auf dem Kamm, der den Berg mit einem kleineren, seitlich liegenden verband, sah man streckenweise Schnee. Seltsam starrer Kontrast: das kalte Grau und Weiß des Höhenzuges gegen das liebe Grüne des Tales und die idyllischen roten Dachschindeln des Dorfes!

„Moiß wird jenseits des Kammes in Kaltengrund geblieben sein. Dort werde ich zunächst mal anfragen“, erwiderte Franz der Mutter auf ihre besorgte Mahnung.

Aber er ging nicht sogleich, sondern setzte sich auf einen Stuhl und sah im Zimmer umher.

Nach einer geraumen Weile hob er unvermittelt an: „Wenn unsere Hauswände durch Buben verschmiert werden, sollte man alles tun, um die Täter herauszubekommen, damit Dora nicht täglich reinigen muß.“ Dora sah ihn entsetzt, seine Mutter verständnislos an.

„Also doch! — Es wußte niemand etwas von der Arbeit Doras. Nun erzählte er den Vorfall und wurde dabei erregt.“

„Es kümmert mich nicht, was sie sagen. Und gegen den Klatsch bin ich machtlos. Aber wenn man solch einen Kerl erwischt, kann man es ihm gehörig heimzahlen.“

„Nun, beruhige dich“, beschwichtigte die Mutter. „Böse Zungen und Narrenhändel! Was liegt daran!“

„Ja, was liegt daran!“, entgegnete er erbittert. „Ich bin ja doch im ganzen der Brudermörder, der über die Ehre Schande bringt.“

Die Mutter fuhr auf. Ihr Gesicht einen strengen und harten Ausdruck auf sie Franz zurechtwies: „Du weißt, daß vor der ganzen Familie das Versprechen gabst, nie mehr über das Vorgefallene sprechen. Es ist unrecht von dir, daß trotzdem tußt!“ Doch Franz war nicht



... und dann fand man den vollkommen entkräfteten Franz, der seinen bewußtlosen Bruder schleppte.

Beide bemühten sich um die halb mächtige und sprachen gütig auf sie Franz war wieder ganz ruhig und klammernis.

„Ich bereue meine Heftigkeit. Verzeih Mutter“, wiederholte er mehrere Male. Er geleitete dann die Frau auf ihr Zimmer und Dora half ihr zu Bett. Als Franz ging, um nach dem Verbleib seines Bruders zu forschen, begegnete er seinem Vater, der gerade aus dem Dorf kam und sehr erregt war.

Er berichtete dem Sohn, die Fremden seien seit gestern schon in Kaltengrund und hätten sich sehr gewundert, daß Moiß noch nicht

wäre. Grund der Bert, daß im sein wähen sein er“, sch werden in Franz wa ters, die n. War e dem Br zu halten. fen Wege te nichts n Zimme zuziehen. Dora heran ch. Wie sagte mit hnte tief unnatürlich Die Män preßten und ebirgszug fernenden Sit regionen „Da fragst sie erspalten Dora, ob sie und ebenso denhaft. Eifi die im Dorf auf die eigene Mr Männe dentt dasahnen wi von mir. Wis soll ich es ngs über Pack da draute sucht dann abgerhaft, sich nen! Und is war ve dem behawärmte du, ihr hetern au mich alle es war n Entmutig wer?!. Berach nach und hassen liehlich r ihr mich alle Aber au „Nein, das orn, das rie. Mo nein, Fran nander, r rief Dora a sich, sich, en entkre ten Brui Die Do te Rettun inen Br auf den E zurückgejun ihr Kopf l matt an Lehne.

Es war Sunderba urch die hemach. Träume d stellte plöt und Dora half ihr zu Bett. Als Franz ging, um nach dem Verbleib seines Bruders zu forschen, begegnete er seinem Vater, der gerade aus dem Dorf kam und sehr erregt war. Er berichtete dem Sohn, die Fremden seien seit gestern schon in Kaltengrund und hätten sich sehr gewundert, daß Moiß noch nicht

egnete
ganzen
die Fra
Gesicht
druck an
weist, da
erspreche
ergefallen
dir, daß
nicht
halten.
chte vor
ga, trat
ra dich
ra heran
te mit
natürlich
sten und
nden St
fragliche
ra, ob sie
im denk
ne
ft
mir.
ich es
da dra
n abger
! Und
behaup
ihr Hete
alle es
denn,
! Vera
haffen
mich alle
kein,
in, Fran
Dora a
sieh,
du de
tter an!
Frau
den
rückgefun
r Kopf
t an
ne.
halb
auf sie
und w
Verzeich
e Male.
ihr Zim
Als Fran
nes Br
a Vater,
sehr er
remden
und hä
och nicht

wäre. Er habe zwei Stunden vor Kal-
grund den Rückweg angetreten und ge-
bert, daß er noch vor dem Abendessen da-
um sein werde. Es müsse ihm also etwas zu-
tufen sein. Ich habe die Hilfstruppe alar-
ert", schloß der Alte seinen Bericht. Wir
rden in einer Viertelstunde aufbrechen.
Franz wartete auf eine Aufforderung des
iters, die Hilfsaktion ebenfalls mitzumach-
en. War er doch der einzige, der oft genug
t dem Bruder gegangen war, und der daher
sen Wege alle kannte! Aber der Vater
te nichts weiter zu ihm, sondern ging auf
n Zimmer, um die Bergsteigerausrüstung
anzuziehen. Franz starrte ihm totentleic
h. Wieder offensbares Mißtrauen! Er
hnte tief auf. —
Die Männer stiegen über den Kamm des
ebirgszuges und dann immer höher in die
regionen des Graubodens. In allen Glet-
her-spalten und in den Klüften suchten sie
s und Schnee. Eine unheimliche Land-
im denkhaft. Eißig schweigam, gab sie keine Ant-
im Dorf auf die Rufe der Hörner und die Schreie
ne Männer. Die Feuer leuchteten auf, bunte
ft dasahnen winkten über dem Schnee — nichts,
mir. chts. Mit Steigeisen, Striden und Stöcken
ich es ngs über Felsplatten und Abgründe. Die
t da draute suchten die ganze Nacht hindurch sie-
n abgerhast, sich aufopfernd, ohne Raß und Ruh.
! Und is war vergebens. Der Morgen kam. Man
behaupwärmte nochmals im Umkreis von Kilo-
ihr Heteren aus und suchte alles planmäßig ab.
alle es war vergebens.
denn, Entmutigt trieben endlich einige zum Auf-
euch nach Hause. Und der arme Vater gab
stiellich nach.
Aber auf dem Rückweg meldete sich ein
orn, das keinem von der Hilfstruppe ge-
rte. Man gab Zeichen, man näherte sich
inander, und dann fand man den vollkom-
en entkräfteten Franz, der seinen bewußt-
sen Bruder schleppte. —
Die Dorfbewohner besprachen begeistert
ie Rettung des jungen Gultschober durch
inen Bruder. Die Ehre der Familie war

wiederhergestellt. Bedurfte man eines schö-
neren Beweises von der Unschuld des schwer
verdächtigten Franz? Wenn Franz dem
Moiß schon früher aus Leben wollte, hätte
er ihn dann jetzt gerettet?

Es war, als ob sich alle ihres bisherigen
Verhaltens gegen Franz schämten. Einer
nach dem andern besuchte ihn, drückte ihm
die Hand und mancher bat ihn gar um Ver-
zeihung, daß er eine falsche und schlechte
Meinung von ihm gehabt habe.

Der Gemeinderat brachte dem Franz die
Rettungsmedaille und der Schultheiß hielt
eine kleine Rede. Somit wurde Franz Gult-
schober offiziell wieder in den Verband der
Ehrenmänner aufgenommen.

Franz lächelte jeden etwas schmerzlich an,
gab allen die Hand, redete aber fast nichts.
Zuletzt drückten ihn noch der Vater und die
Mutter an ihre Brust, und an ihrem tiefen
Ergriffensein konnte er erkennen, daß auch
sie ihre Ansicht über ihn geändert hatten.

„Dora, bitte, bleib einen Augenblick da“,
sagte er zu dem jungen Mädchen, das sich
den Eltern anschließen wollte, als sie sich
zum Gehen wandten.

Er bat sie, Platz zu nehmen, sah sie eine
Weile still an und sprach dann langsam, fast
feierlich zu ihr: „Dora, ich habe es doch
getan, damals.“

Sie blickten einander tief in die Augen.
Dora erwiderte nichts.

„Ich war damals sinnlos vor Eifersucht
und schoß in der Raserei auf ihn. Kannst du
ermessen, was ich gelitten habe?“

Das Mädchen strich nur leise über seine
Hand.

„Dora, muß ich mich jetzt dem Gericht stellen?“

„Nein, Franz“, antwortete sie, „du hast
genug gesühnt und dich als Held bewährt.
Du Armer, Guter“. Sie sprach gütig und
zärtlich zu ihm.

Dann sagte er plötzlich, nach einer Minute
beglückten Schweigens, im überströmenden
Gefühl: „Dora, gib du mir nun Bewäh-
rungsfrist!“ Und er umarmte sie.

Was mir der alte Tisch erzählte!

Von Johannes Bunich, Freiburg i. Br.

Es war an einem schönen Maientag.
Bunderbar schien die aufgehende Sonne
urch die großen Spiegelscheiben in unser
hemach. Wir hatten soeben einander die
Eräume der vergangenen Nacht erzählt. Da
ellte plötzlich einer aus unseren Reihen die
ange Frage: „An welchen von uns wird
wohl heute die Reihe kommen, der hinaus-
uß unter die Menschen?“ — Es war eine
roße und geräumige Möbelhalle, in der uns
in besonderer Platz angewiesen war, wo
wir Tische, große und kleine, ein beschaun-
nd häßliches Dasein führten. Und von Zeit zu Zeit
och nicht wurde einer von uns abgeholt. . . .

Auf einmal hörten wir Schritte und fro-
hes Geplauder, das immer näher kam, di-
rekt auf unsere Ecke zu.

„Ja, ja! Es muß schon ein etwas großer
und langer Tisch sein, auch muß er eine
große Schublade haben. . . .“ So hörten wir
sagen. Ich hätte mich gerne zusammenge-
bückt und ganz klein gemacht, aber mein
hölzerner Leib ließ sich nicht biegen und
bücken. Und im Nu standen sie auch schon
vor mir; sie betrachteten und betasteten mich
von allen Seiten, strichen zärtlich über mein
braunen Körper — und nach einigen
Worten, die für mich sehr schmeichelhaft lau-

teten, war mein zukünftiges Los besiegelt. So wurde ich in ganz kurzer Zeit meinen lieben Kameraden entrissen; ich wurde gut verpackt, und dann ging es fort zur Halle hinaus . . .

Ueber all dem Gepolter, dem Hin- und Hergejerr wurde mir ganz angst und bange, und ich verlor die Besinnung. Ja, es war eine wohlthuende Ohnmacht, die mich umfieng.

Als ich endlich wieder erwachte, da stand ich in einem schönen, hellen und sehr freundlichen Zimmer. Ich war natürlich neugierig und sah mich ein wenig in dem Zimmer um. Da ging die Thür auf — und Arm in Arm trat ein junges Pärchen herein.

„Ja, es ist ein schöner Tisch und vor allen Dingen praktisch; denn man kann ihn für alles verwenden!“ So sagten sie und waren also zufrieden mit mir.

Und von da ab kam die junge Frau täglich zu mir herein, schob meine große Schublade heraus und legte langsam und zärtlich ganz kleine und feine Wäschestückchen hinein; dabei lächelte sie selig vor sich hin . . .

Und eines Tages geschah etwas ganz Außerordentliches, etwas ganz Neues für mich. Eine fremde Frau kam nämlich in das Zimmer und legte bedächtig ein zappelndes Wesen auf meine mit feinen Spitzenlissen belegte Platte. Dabei hörte ich immer Worte wie: „Hübscher Bub, strammer Stammhalter, nettes Kind!“

Von da ab kam Leben in das bis jetzt so einsame Zimmer, und ich war auf einmal voll beschäftigt. Ich erhielt den Rang eines Wickeltisches, und meine Schublade wurde zum Wäscheschrank. —

Aus dem kleinen zappelnden Etwas war bald ein großer Bub geworden, der mit seinem Hottchü, mit seinem Baukasten, Kreisel, den Malstiften und vielen anderen Dingen auf mir herumspolterte, bald mit fröhlichem Lachen und Jauchzen, bald mit Jammern und Weinen. Meine Schublade diente wieder als Schrank für alle die vielen Bälle, Bilderbücher und Spielsachen, die ein Kinderherz erfreuen; sie war ja groß genug und konnte gar vieles in sich aufnehmen. Ach, was mußte ich da alles über mich ergehen lassen! Aber ich ließ ja alles sehr gerne geschehen . . .

So ging es eine Zeitlang fort, bis eines Tages die Mutter sagte: „So, mein Buble, hier an diesem Tische machst du von jetzt ab deine Schulaufgaben, aber schön und sauber!“ — Wie manchen tiefen Seufzer mußte ich da hören! Und manchmal fielen heiße Tränen auf mich, wenn es gar zu schwer wurde und das schwache Köpchen keinen Ausweg mehr mußte. Wie empfand ich da Mitleid mit dem kleinen Jungen!

Im Laufe der Jahre wurde ich noch ein paarmal als Wickeltisch benützt; auch hatte ich immer viel zu tun; denn ich war ja Wickeltisch, Spieltisch und Schreibtisch. Selbst zum Eßtisch wurde ich erhoben. Alles hatte an mir und auf mir Platz, war ich doch groß

genug! Ich maß nämlich 1,40 Meter in Länge und 0,80 Meter in der Breite, war ich zum allgemeinen Familientisch stempelt. Eine frohe Schar Kinder sah mich herum, die scherzten und lachten und heitere und traurige Geschichten erzählten. Auf mir machten sie ihre Schulaufgaben. Ganzem Tag war ich in Anspruch genom-

Später diente ich noch als Nähtisch; mir wurden die Stoffe für Wäsche und der zurechtgeschnitten, auf mir wurde gewaschen und gestrichelt. Und zur schönen Weihnachtszeit wurde auf mir alle die feinen Backwaren, Brötchen und Lebkuchen und was es sonst noch gibt, hergerichtet. Ach, wie das als duftete! Wie freute ich mich als heralich mit. Man man fröhlich singend um mich herum sah den herrlich duftenden Kaffee schlürfte wenn frohe Gäste bei einem Glase Wein geredet plaudernd um mich veriammelt ren.

Ja, ich war längst zur Hauptperson geworden, zum Mittelpunkt im Hause und in der Familie. Auf mir wurden die Briefe geschrieben, Freundschafts-, Gratulations-, Trauerbriefe. Selbst die süßesten Geheimnisse des Herzens konnte ich belauschen, wenn im Versteckten ganz intime Liebesbriefe standen. Und erst meine Schublade, mußte sie nicht alles im Laufe der Jahre in sich aufnehmen! Suchte jemand schnell etwas so zog man die Schublade heraus; denn war der reinste Krämerladen. Alles, was zum Nähen brauchte: Faden und Nadeln, Knöpfe und Schnallen, Fingerhut und Scher, Wolle und Stricknadeln; dann Briefpapier, Bücher, Handschuhe, Taschentücher und Etwas anderes, kurz: Die Schublade enthielt alles! — So vergingen die Jahre . . .

Eines Tages aber geschah etwas sehr Trauriges. Es wurden Kränze auf mich hingebrennende Kerzen standen auf mir. Fremde Menschen kamen, alle waren traurig und weinten . . . Ach, die Mutter war ja gestorben! Auch ich aufschreien mögen vor tiefem Schmerz. oft ist die treue Frau in einsamen Stunden mit dem Gebetbuch in der Hand bei mir gesessen! Da hatte sie ihre müden Hände auf mich gelegt und gebetet für alle ihre lieben Kinder, die draußen in der weiten Welt streut leben . . .

So bin ich nun auch alt geworden und wieder in einer einsamen Ecke. Man hat mich in eine dunkle Kammer gestellt, wo ich verlassen und trauriges Dasein friste. Säcke, Körbe und ähnliche Dinge haben mir Platz genommen; und nur ganz selten bekomme ich noch jemand zu sehen. Nur ein kleiner Enkel kommt von Zeit zu Zeit zu meiner Schublade nach Büchern zu fragen. Und die wollige Mißelake hat jetzt ihr stilles Nachtlager bei mir eingerichtet; ihr erzähle ich als von vergangenen Zeiten. Dann schnurrt sie gedankenvoll, als wollte sie sagen: „Ja ja! Die Vergänglichkeit ist doch alles Irdischen!“ —

Meter in
Breite.
identisch
der fah
chten un
n erzähl
aufgaben.
h genom
Nächtlich;
che und
wurde g
szeit un
ren, Br
t noch
als dur
ch mit.
rum sah
chlürfte
die Wein
sammelt
berion ge
e und in
e Briefe
lations-
Geheim
den, wen
besbriefe
ublade,
der Fahr
schnell ch
aus; dem
les, was
und Nat
t und Sch
Briespa
und S
thielt ein
ahre . . .
as sehr
ich hing
mir.
waren
e Mutter
ch ich
schmerz.
nen Stun
d bei mir
n Hände
e ihre lie
en Welt
den und
Man hat
t, wo ich
in triffe.
ge haben
ganz se
nen. Nur
u Zeit un
zu fran
est ihr in
erichtet;
enen Be
als wollt
chkeit in



Bäuerliche Spruchweisheit

Teller-, Krug- und Ofenkachelgesprüche

In Süddeutschland erwandert von Karl Fohr.

Einmal im Leben liebt jeder wohl,
Doch öfter daneben, wo er nicht soll.

Die Welber, Wasser und das Feuer,
Das sind drei große Ungeheuer.

Lieber wollt ich ledig leben,
Als der Frau die Bösen geben.

ist das nicht eine harte Pein,
Bei vierzig Jahren noch Jungfer zu sein?

Böse Welber und böses Geld
Find't man auf der ganzen Welt.

Mein Schatz ist ein Feiner,
Er macht mir bald feiner.

Jungfernmilch und Schneckenblut
Ist vor alle Schäden gut.

Berrendienst und Vögelang
Tut ja schön, doch währt nicht lang.

Wenn einer was verschwiegen will haben,
Darf er's nur seinem Weibe sagen,
Dann bleibt's in ihrem Herz verschlossen,
Als hätte man Wasser in's Sieb gegossen.

Hier liegt mein Weib! Gottseidank!
Denn oft hatt' sie mit mir Gezank,
Mein lieber Leier, geh von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

Unser Magd, die Ann
Sätt' io gerne einen Mann.

Was du hast, frag auf dem Saß.

Ich bin ein Vogel in dem Wald
Und sing das Lied wie mir's gefallt.
Schweinefleisch mitlammt der Haut
Eß ich gerner als das Kraut.

Wer will mauern, der bleib draußen,
Unser Katz kann selber mauern.

Der nützlichste im ganzen Land,
Das ist der Bauernstand.